

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Prämumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Aug. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Nobren-Strasse No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlh. Post-Ämtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 151.

Berlin, Freitag den 18. Dezember

1835.

England.

Musical history, biography and criticism. (Biographische und kritische Geschichte der Musik von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart.) Von George Hogarth. London, 1835.

Ein Handbuch, wie dieses, war ein großes Bedürfnis in der musikalischen Literatur Englands. Für das Britische höhere Publikum, das wohl unter anderen Gegenständen der allgemeinen Belehrung auch von der persönlichen Geschichte berühmter Musiker, von den Blüthezeiten der Composition und von der allmählichen Vervollkommnung dieser Kunst gern etwas lesen möchte, können die gewichtigen Quartanten von Burney und Hawkins nichts Anziehendes haben. Diese Geschichtsschreiber werden mehr genannt als gelesen; wäre aber auch der Preis ihrer Werke von der Art, daß sie in einer modernen Bibliothek Platz finden könnten, so würden doch wenige Leser so viel Geld und Zeit haben, um sich zu ihrer Unterrichtung durch so weitläufige und ausführliche Abhandlungen durchzuarbeiten. Die von jenen Schriftstellern zusammengetragenen Materialien versinken also für den größten Theil des Publikums in den Staub des Alterthums und nutzen fast so wenig, als wenn sie gar nicht vorhanden wären.

Un und für sich genommen, ist die Geschichte der Musik, das kann man nicht leugnen, ein trockener und langweiliger Gegenstand. Ihr bedeutendster praktischer Werth ist chronologische Genauigkeit; hat der Leser diese erlangt und einen Ueberblick über die verschiedenen Standpunkte gewonnen, welche die einzelnen Nationen mit Hinsicht auf diese Kunst einnehmen, so ist er oft eben so sehr, wie der philosophische Geschichtserzähler, im Stande, sich seine eigenen Vermuthungen über die Ursachen zu bilden, die den Genius der Musik in dem einen Jahrshundert oder Lande zur Entwicklung gebracht, in dem andern unterdrückt haben. Die fein gesponnenen Theorien und sogenannten philosophischen Untersuchungen, auf welche in der Geschichte der Musik so viel Gewicht gelegt worden ist, sind gewöhnlich mehr Schaustücke eines scharfsinnigen Geistes, als wirklich nützliche Offenbarungen der Wahrheit.

Um jedoch nicht in den Fall zu kommen, daß der historische Theil seines Werkes ein bloßes Gerippe von Daten und trockenen Thatsachen darbiete, hat unser Autor demselben biographische Notizen über ausgezeichnete Komponisten einverflochten, die der Wahrheit so getreu und so brauchbar sind, als man es nur verlangen kann, und die gewiß Jedermann willkommen seyn werden. Diese Lebens-Beschreibungen sind aus vielerlei Quellen entnommen und enthalten manches Schätzbare und manche neue Anekdoten, die bisher nur zerstreut zu finden waren und sich zum Theil unter der allgemeinen Tages-Literatur verloren. Musikalische Biographien dürften vielleicht mehr als alle andere die Neugier reizen. Ein Dichtler, der uns durch seine metaphysische Sprache bezaubert, erweckt in uns den Wunsch, etwas von seinem häuslichen Leben und Ton zu erfahren; aber ach! nur zu oft finden wir uns in unseren Vorstellungen durch das völlige Gegentheil von dem, was wir erwarteten, recht lächerlich getäuscht. Solch ein Räthsel ist der Mensch! Dennoch sind wir dem Verfasser dankbar für die von ihm gesammelten Thatsachen, wenn diese auch nur dazu dienen, das wunderliche Wesen des Genius und die Unbegreiflichkeit seiner Natur zu zeigen; und wenn auch Herr Russell, als er im Jahre 1824 in Wien war, Beethovens in einer Schenke aufsuchen mußte und ihn dort in einem Winkel sitzen fand, „in Zeitungen vertieft, Bier und Wein trinkend, Käse und Bücklinge essend und sich überhaupt höchst sonderbar gebend“, so ist dadurch doch unser Entzücken an seinen Abgüssen nicht um ein Jota geschmälert worden; ja, es möchten ihm sogar vielleicht seine genialsten Gedanken bei jener pikanten Kost zugesossen seyn. Jedenfalls läßt sich unsere Phantasie gern durch solche Erzählungen in die Vergangenheit leiten, es macht ihr Vergnügen, einmal rückwärts zu leben und in Gesellschaft des sanftmüthigen Corelli, des närrischen Purcell, des leidenschaftlichen Händel und des empfindsamen und armthelvollen Mozart der Erfahrung voranzujelen.

Der dritte Bestandtheil des Hogarth'schen Werkes, seine Kritik, die von echter Liebe und Würdigung des Tüchtigen beseelt ist — wenn man sich auch über manche Punkte geneigt fühlte, eine Lanze mit ihm zu brechen — stößt seinem Buche Leben und Geist ein. Der Verfasser ist frei von den engherzigen pedantischen Ansichten, die dem Kritiker von Profession leider sehr oft ankleben, und beifert sich, dem Vortrefflichen in jeder Gattung — vom Dratorium bis zur Ballade — den ihm gebührenden Antheil von Bewunderung zu zollen. Darin stellt er ein herrliches Beispiel auf, denn der höchste musikalische Geschmack ist der umfassendste; er legt bei seinem Urtheil zwar einen hohen Maßstab an,

aber er verwirft keine Art von Originalität, wenn ihr Grad auch noch so niedrig ist; und so lange ein musikalischer Kunstrichter kein Gefallen an schlechtem Zeuge findet, können diejenigen, welche in demselben Weinberge mit ihm arbeiten, ihn immer getrost empfehlen und ihm kleine Irthümer zu Gute halten. Was die Kunst der Verbreitung gediegener Urtheile verdankt, das kann ihr Fortschritt in England seit den letzten sieben bis acht Jahren beweisen. Während dieses Zeitraums ist das Feld der musikalischen Kritik von eifrigen Verehrern klassischer Harmonie und reinen Geschmacks bebaut worden, und an die Stelle der slavischen und schmarotzenden Andeterie, die früher mit Künstlern und Compositionen getrieben zu werden pflegte, ist in den Schriften und Rezensionen über Musik ein durch hohen und gewissenhaften Kunstsinne sich auszeichnender Ton getreten. Schwerlich würde wohl gute Musik durch sich allein einen solchen Grad von Anziehungskraft erlangt haben, wie sie ihn jetzt unter uns ausübt, wenn der Zeitungsgeschwulst und die feilen Artikel kaufmännischer Speculanten die einzigen Mittel zur Verbreitung von Einsicht gewesen wären. Nun aber die Theilnahme einmal geweckt ist und der Geschmack durch Kritiker geleitet wird, die sich durch wiederholte Bewährung das Vertrauen der Leser erworben haben, ist die Liebe zur Musik, vermöge dieser aus freier Liebe geschriebenen, unbesangenen Kritiken, eine Art von Freimaurerei geworden, und die Rezensenten, wenn sie auch ihre tägliche oder wöchentliche Plage etwas beschwerlich finden möchten, haben doch goldene Momente des Trostes, wenn sie sehen, daß, ungeachtet des beständigen Zunehmens der Zahl der Kunstjünger, widersprechende Ansichten, die früher das Gift der musikalischen Gesellschaften waren und den Marktsehern freien Spielraum gewährten, immer mehr im Abnehmen sind. Zu dieser allgemeinen Ausbreitung des wahren Geschmacks wird das vorliegende Buch gewiß nicht wenig beitragen.

„Der Zweck des Verfassers ist“, so sagt er uns selbst, „über die Entwicklung der Musik, über die persönliche Geschichte der ausgezeichneten Musiker und über den jetzigen Zustand der Musik in England und in anderen Ländern dasjenige mitzutheilen, was jetzt für jeden Gebildeten wissenwerth, ja unerlässlich erachtet wird. Er hat sich einer einfachen, verständlichen Sprache beflissen und alle technische Phrasologie und unerquickliche Erörterungen vermieden; dieser bedarf es auch gar nicht, wenn man über die Musik schreibt, die keine dunkle Wissenschaft, sondern eine der herrlichsten unter den schönen Künsten ist. Er ist, so weit der Plan eines gedrängten und für das große Publikum berechneten Buches es irgend zuließ, auf eine Prüfung der Werke der großen Meister eingegangen und dabei bemüht gewesen, solche kritische Grundsätze aufzustellen, auf welche sich ein gesundes Urtheil über musikalische Gegenstände bauen läßt. Seine Ansichten stimmen freilich nicht immer mit denen überein, die von Kritikern ausgesprochen worden, welche ihm überlegen sind; aber er ist auch sehr fern davon, eine zu hohe Meinung von den seinigen zu haben und sie für unerschütterlich zu halten. Er mag von einem zu engen Gesichtspunkt ausgegangen seyn und sich auch (wie Manche seiner Meister) zuweilen vom Vorrurtheil haben blenden lassen; wenigstens hat er sich aber seine Ansichten mit Ueberlegung gebildet, und Irthümer, die darin vorkommen mögen, sind gewiß nicht die Folge absichtlich verkehrter Beurtheilung.“ Nachstehende Blätter enthalten eine Uebersicht von dem Zustande der Musik bei den Alten, eine Schilderung ihres Wiederauflebens im Mittelalter und eine Geschichte ihrer Fortschritte in Italien, Deutschland, Frankreich und England bis auf die gegenwärtige Zeit. Außerdem umfassen sie biographische Skizzen von den größten Musikern und kritische Bemerkungen über ihre Werke.“

Herr Hogarth preßt einer Menge von Schriftstellern Beiträge zu seiner Geschichte der Musik aus; Anthony a Wood, Swift, Addison, der ehrenwerthe Roger North, Lady Morgan und Andere werden in Contribution geuommen. Unter all den berühmten Namen und „berühmten Unbekannten“, die in seinem Buche herhalten müssen, hat uns aber keiner besser gefallen, als Master Thomas Mace, Verfasser des „Denkmal der Musik“, dessen Schilderung von der Absingung eines Psalms während der Belagerung von York im Jahre 1644 eben so sehr von tiefem Gefühl für die Wirkung der Musik zeugt, als durch die komische Geschraubtheit des Stils ergötzt. Es möchte auch wohl beinahe unumgänglich seyn, einem Leser die Empfindung, welche uns beim Anhören schöner Musik erfüllt, zu schildern, ohne ein wenig ins Lächerliche und Abgeschmackte zu verfallen. Thomas Mace versucht es, den elektrischen Funken von sich auf seine Leser zu übertragen, indem er, nach vorausgeschickter Versicherung, daß ein so schöner Kirchengesang seit Menschengedenken nicht erlebt und gehört worden, folgendergestalt fortfährt:

„Da Volk die Kille vom vornehmsten Rang und Stande allzumal in der Stadt eingeschlossen war, als da sind Lords, Ritter und Herren aus den Gegenden ringsum, außer den Soldaten und Bürgern, welche alle oder meistens jeden Sonntag getreulich die Gebete und Predigt zu hören kamen, so war die Menge so erstaunlich groß, daß die Kirche, ich kann wohl sagen, gar drückend und zum Ersticken voll war. Nun muß wohl gemerkt werden, daß sie dazumal die Sitte in dieser Kirche hatten (von welcher ich in keiner anderen Kathedrale gedenke, so dazumal bestand), daß immer vor der Predigt die ganze Gemeinde einen Psalm sang, mitsammt dem Chor und der Orgel; und man muß auch wissen, daß dazumal dort eine gar herrlich, gewaltig, stark, voll und mächtig tönende Orgel war, welche (wie ich von Glaubwürdigen erfahren) ein Tausend Psalme geloset hatte. Diese Orgel, wie gesagt, sang (so wie der Psalm vor der Predigt kam) mit all ihren Registern zu spielen an, und das Chor dazu, und der Psalm begann. Und wenn nun dieser ungeheure zusammenstimmende Einflang des Gemeinde-Chorus, ich kann wohl sagen, wie ein Donner einfiel, ja so, daß ordentlich der Grund und Boden unter uns erbebt, o, des unaussprechlichen Wohlgefühls, in welches meine Seele da gerieth, o, der erhabenen Andacht, zu welcher ich da fortgerissen ward, so daß kein Raum mehr übrig blieb in meinem ganzen Menschen, beides, körperlich und geistig, für irgend Niedrigeres als göttliche und himmlische Entzückungen!“

Diese Schilderung, so wunderbar sie auch ist, giebt doch den Eindruck, den der Gesang einer zahlreichen Gemeinde macht, sehr treu wieder. Dr. Burney erklärt sich in seiner Abhandlung über diesen Gegenstand, aus dem Grunde, weil die Musik sehr, wider die Ausführung von Gemeinde-Gesängen in der Kirche und zitiert folgende Stelle aus Pope's Dunciade dagegen:

Und jede Orgel schreit,
Wie wenn schwindelstüchtige Jungen inbrunnvoll sich blähen,
Mit obdickem Nas' ein Lied herauszuziehen.

Hogarth nimmt den Doktor etwas hart mit; er führt Stellen aus der heiligen Schrift an, um zu beweisen, daß bei den ersten Christen schon diese Sitte geübt habe, und er zeigt, daß es einige niedrigere Musik-Gattungen gebe, in denen wenig Studium erforderlich sei, um sie so auszuführen, daß man sich daran erfreuen könne. Unserer Meinung nach muß auf beiden Seiten etwas nachgegeben werden; wenn Dr. Burney mit Unrecht auch den gewöhnlichen Liedergesang nur von einem bestimmten Sängerkorps ausgeführt zu sehen wünscht, so lehrt doch andererseits auch die Erfahrung, wie wenig Heren Hogarth's Dichtung in der Wirklichkeit zu vertheidigen ist.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

- Goethe and his contemporaries. (Goethe und seine Zeitgenossen.) Von Mrs. Sarah Austin. Zweite Auflage. 3 Bde. 21 Sh.
Book of the denominations. (Die Kirchen und Sitten des 19ten Jahrhunderts.) 7 1/2 Sh.
Poetical works. (Thomas Campbell's Dichtungen.) 9 Sh.
Recollections etc. (Erinnerungen aus Lafayette's Privatleben.) Von Dr. J. Cloquet. Aus dem Französischen. 12 Sh.
Gilbert Gurney. — Vom Verf. der „Sayings and doings“. 3 Bde. 31 1/2 Sh.
The Earth. (Die Erde in physischer Hinsicht, nebst Darstellung ihrer merkwürdigsten Phänomene.) Von Huggin. 9 1/2 Sh.

Italien.

Acht Tage in den Gebirgen zwischen Rom und Neapel.

Vor länger als dreißig Jahren ging der Weg von Rom nach Neapel jenseits Velletri und des durch seinen Wein vormalig berühmten Setia von der Campagna Romana ab. Dieser Weg, auf welchem man den östlichen Ausläufern der Pontinischen Sümpfe entlang, zog sich nahe an fünf- und vierzig Meilen gegen die bergigen, gefährlichen, aber vittoresten Gegenden von Serraneta, Piperno und Marone bis nach Terracina. Diejenigen, welche sich nicht scheuten, konnten den Weg durch die Sümpfe wählen, aber der Weg durch das Gebirge verdiente den Vorzug. Pops Pius VI., der einen zum Theil geglückten Versuch gemacht hatte, die Pontinischen Sümpfe austrocknen zu lassen, ließ zu Anfang dieser Ebene, an der Römischen Seite, eine Säule mit der pompbasteu Inschrift aufstellen: „Olim palus Pontina, nunc ager Pontinus.“ Diese Säule ist noch vorhanden. Die Franzosen haben bei ihrer letzten Herrschaft über Italien das vom Pops Pius angefangene Werk vollendet. Sie legten eine breite und prächtig erbaute Straße mitten durch die Pontinische Ebene, nachdem sie vorher die Gewässer abgelenkt, die während der letzten fünfzehn Jahrhunderte die alte Appische Straße, die von Rom nach Terracina führte, zerstört hatten. Horaz beschreibt uns dieselbe in seiner Rindischen Reise.

Als ich mich von Rom nach Terracina begab, hatte ich diese Rindische Straße benutzt, auf der Rückreise wählte ich den Weg durch das Gebirge. Ich wollte mich an der erhabenen Einsamkeit, den hochgelegenen Höhlen der Räuber und den Welsischen und Römischen Alterthümern erfreuen; dazu die Drangen- und Diben-Bäume, die Moos, der Lorbeer, die yucca gloriosa und die hohen, fähen Felsen! herrliches, prachtvolles Schauspiel! Wohl werth, daß man mit der Keckheit eines Abenteurers sein Leben wagt, um diesen großartigen Anblick einige Stunden lang zu genießen.

Es giebt keinen Winkel in dem Theil Italiens, der sich längs der großen Straßen an den Alpen erstreckt, den man nicht auf das sorgfältigste durchforscht, ergötzt, ja um und um gewöhnt und auf jede mögliche Weise beschrieben hätte. Es geht den bemerkenswerthen Dertlichkeiten Italiens, wie es seinen alten Schriftstellern geht, Jedermann kennt sie, entweder aus eigener Anschauung, oder doch dem Rufe nach.

Wer Italien unter seiner abschreckenden Gestalt sehen will, für

den fehlt es nicht an Mitteln zur Entzauberung. Es ist ein Land, wenig wärmer, aber unendlich viel schmutziger als Frankreich, und, im Vergleich mit England, ein außerordentlich armes Land. Rom ist eine einsame, armselige Stadt, wo Bettler, Mönche, Fremde, Künstler und Priester die Straßen durchkreuzen. Kennt ihr einen trostloseren Ort, voll tödtender Langeweile, als Venedig, mit dem faulenden Wasser in seinen Kanälen, seinen traurigen Straßen und den Gefängnissen gleichenden Wohnungen, die von übelriechenden Gräben umgeben sind? Ihr seyd von dem Klima des Landes bezaubert? Glaubt den Dichtern und Malern ja nicht, im Oktober ist es in Venedig kalt und neblig, Florenz hat seinen Nebelmonat (Brumaire) so gut wie Paris, Neapel ist eine Stadt voll Spitzbüberei, Unwissenheit, Fanatismus und Unreinlichkeit. Die Lombarden-Städte haben ein zwittrbastes Ansehen, sie gehören weder dem Süden noch dem Norden an. In der Campagna Romana, in den Toreskanischen Gefilden, in den von dem Adriatischen Meere umspülten Ebenen, zu Venedig, Ferrara und Ravenna, an den poetischsten Orten, werdet ihr euch das Fieber holen, wenn ihr einen sentimentalen Abend-Spaziergang unternehmt, oder euch träumend in dem Schatten eines Baumes niederlegt. Und auch dies Fieber ist noch zu profaisch, um euch zu tödten. Es wird euch krank machen und an die Pforten des Grabs führen, dann wird es euch zwar verlassen, aber ihr werdet einen siechen Körper, einen safrangelben Teint behalten.

Genug von diesem klassischen, gemeinen, einfältigen Italien, diesem Italien der Postillon und der Touristen. Wir halten es mit der Italiischen Wüste, mit jenen einsamen Gegenden, die zwar selten ein Reisender auffucht, die aber nichts desto weniger dem Alterthums-Forscher wie dem Freunde des Pittoresken einen Schatz von Wahrnehmungen darbieten.

Einen allgemeinen Aufbruch, einen Schrei des Entkommens und des Schreckens erregte es, als man in der Gaststube der Osteria zu Terracina von meinem abenteuerlichen Vorhaben erfuhr. „Allein — zu Fuß — ohne Begleitung! — Sie sind verloren! — Die heilige Jungfrau möge Sie auf Ihrem Wege begleiten, signor Padrone“, sagte der Gastwirth mit einer Miene des Mitleids, die mich zittern machen sollte, „ehe Sie abreisen, werden Sie wohl thun, Ihr Testament zu machen und Gott ihre Seele zu befehlen.“

Zuerst antwortete ich, geben Sie mir nur etwas zu schlürfen, damit ich nicht nüchtern sterbe. — Während ich ein spezzato und ein agro-dolce von wildem Schwein aß, drehte sich das Gespräch um meinen Plan und die Gegenden, die ich zu besuchen gedachte. Die schrecklichsten Abenteurer wurden in dieser Gesellschaft von Englischen, Russischen, Deutschen und Französischen Reisenden erzählt, die sich für eine Stunde in dem Gasthose von Terracina zusammengefanden, um sich später in dieser Welt nicht wieder zu sehen.

Man erzählte besonders viel von dem berühmten Räuber Cesaris, welcher gefangen wurde, als er sich wenige Tage vorher des Fürsten Lucian Bonaparte auf dessen Villa zu Tusculum hatte bemächtigen wollen, und statt dessen den Maler desselben entführte. Ein komischer Witzgriff, welchen man über kurz oder lang in Frankreich zu einem Vaudeville benutzen wird, denn weraus macht man nicht in Frankreich ein Vaudeville! Ein anderes Mal hatte dieser Cesaris eine ganze Pensions-Kassette mit jungen Mädchen aufgehoben und in seine Berge entführt; arme schlächtere Tauben in der Mitte von Wölfen! Die ganze Päpstliche Gendarmerie, die Dragoner, die Milizen, die Skirren, Freiwillige, Soldaten und Spione lagen wider Cesaris zu Felde, um sich den Preis zu verdienen, welcher von dem Gouvernement und von Lucian Bonaparte auf seinen Kopf gesetzt war. Dieser Kopf soll jetzt sehr eingetrocknet und gebleicht seyn, seit man ihn, einem alten Gebrauche zufolge, am Thore von Sonnino, dem Geburtsort des Räubers, hinter einem eisernen Gitter zur Schau gestellt hat. Als ich nun hinzuging, um mich ganz entschieden auf den Weg zu machen, wünschte man mir eine glückliche Reise, wie man zu einem Manne, der einem gewissen Tode entgegen geht, sagen würde: „Auf Wiedersehen“; oder als wenn man zu einem bereits mit dem Tode Ringenden sagt: „Leben Sie wohl.“

Es war zur Zeit des Karnevals; man verodirte zu Terracina die hüpfenden und springenden Thorheiten Roms; es war ein großes Gewühl von Masken in den Straßen. Ich ging bei der Kathedrale vorüber; sie war früher ein Tempel des Jupiter; die Vorderseite dieses Gotteshauses wird noch jetzt von Marmorsäulen getragen, die einst zu diesem heidnischen Tempel gehörten; Bauerburche sprangen als Partelline und Policinelle auf dem Mist umher.

Wenn man Terracina verläßt, geht der Weg gerade aufwärts ins Gebirge, eine Gegend, die einen furchtbaren Eindruck macht, bis zur völligen Entmuthigung den Mann herabstimmend, der sich allein von diesen rauhen Naturscenen umringt sieht. Ich kam bei einigen alten Gemäuer vorüber; es war der Ort, wo vor ungefähr dreißig Jahren das Dorf Marone gestanden hatte. Die Häuser waren verlassen, ohne Einfriedigung, ohne Geräth, ohne irgend etwas, das auf ein gesellschaftliches Leben hindeutete; mitten unter diesen Ruinen erhob sich die sichtlich verfallene Kirche; durch hundert Oeffnungen hielt der Wind einen freien Durchzug; der Altar war zertrümmert; die Überreste zweier Leuchter lagen am Boden; die Tempelschänder hatten hier furchtbar gehaust. Ich ging eilenden Schrittes an diesen trostlosen Trümmern vorüber; von Zeit zu Zeit sah ich einen Hirten, dessen Hintertlauf unter dem braunen Mantel hervorschauete, hinter einem Felten lauern, oder in der Krümmung eines Weges, oder auf dem Gipfel eines Hügels mir entgegen treten, furchterliche Erscheinungen in einem Lande, wo jeder so ausgehütete Mensch ein vermögner Vandidt seyn kann.

Der Weg war gleichwohl geebnet. Eine üppige Vegetation umgab mich; eine sorgfältige Kultur des Bodens war nicht zu verkennen; ich sah wieder an, nur heitere Bilder im Geiste zu sehen, als plötzlich ein heftiger, mit furchtbarer Gewalt herabstürmender Regen meinen Mutb aufs neue niederschlug. Wohin sollte ich gehen? Wo in dieser Wüste

einen Zufluchtsort finden? Oder sollte ich mir einen in der Gotthelmschen Abtei von Jossa nuova erbitten, welche, wenn wir den Alterthumsforschern glauben dürfen, an der Stelle erbaut worden, wo sich früher das Appische Forum befand, und die so berühmt geworden durch die Legende, daß der heilige Thomas hier seinen Geist aufgab, als er sich auf den Weg machte, das Konzilium zu Lyon zu besuchen? Der heilige Thomas von Aquino, sagt die fromme Chronik, kam von Fondi; als er diesen Ort erreichte, fand er sich unwohl; er stieg von seinem Maulthier, ließ seinen Stab in die Erde, und nachdem er das Thier daran befestigt hatte, entlich er in dem der Kirche benachbarten Gebirg. Das Maulthier, welches sich losgemacht hatte, lief bald hier, bald dorthin; es sprang in die Kirche und trieb seine Unerbittlichkeit so weit, die Hüfen auf den Chor zu setzen; aber in diesem Augenblick drückten sich diese tief in den Steinboden ein, und das Thier fiel tot zu Boden. Man zeigt noch bis diese Stunde die eingedrücktten Spuren, welche die Hüfen des Maulthiers zurückgelassen; man hat diese Stelle, um das Wunder desto sicherer zu bewahren, mit einem Gitter umgeben. Als man nun den Eigentümmer des Maulthiers suchte, um ihn für seine Nachlässigkeit zu bestrafen, fand man den heiligen Thomas, den engelgleichen Weisen, am Boden ausgestreckt und im Begriff, zu sterben. Die Mönche brachten ihn in den Konvent, wo er wenige Tage nachher verschied. Der Historiker Villani und mehrere Andere haben behauptet, Thomas von Aquino sey auf Befehl Karl's I., Königs von Neapel, vergiftet worden. Diese Erklärung, jedenfalls das Wunder zerstörend, ist kessungsgachtet weder authentisch, noch überhaupt sehr glaubwürdig.

Aber die Abtei von Jossa nuova war noch fern; ich hätte die Straße verlassen müssen, um sie hinter den Holzungen und Aeckern aufzusuchen; die Unternehmung war gefahrlos. Besser erschien es mir, einen Zufluchtsort zu wählen, der mir gleich zur Hand war, obgleich die Gesellschaft, welche ihn bereits inne hatte, nicht das unbedingtste Vertrauen einflößte. Es war ein Wagenschuppen, oder vielmehr ein von vier Säulen getragenes Dach, welches, trotz seiner ländlichen Armelichkeit, etwas von jener künstlichen, in die Augen springenden Grazie an sich trug, die die Bewohner des südlichen Italiens allen ihren Bauwerken, den lothbaren wie den geringfügigsten, zu verleihen wissen. Ein Feuer, von Nebenholz und anderem Gesträuche genährt, flammte inner halb eines Kreises von zwölf Individuen auf. Es waren Männer und Weiber, mit sonnenverbraunten Gesichtern, von roher Gestalt, mit Lumpen bedeckt und von verdächtigem Aussehen, die sich schweigend um das wärmende Feuer gelagert hatten. Sie riefen mich an; ich war ihnen jedenfalls eine fremdartige Erscheinung inmitten ihrer Einde, da ich in meiner städtischen Haltung und in einem Frack vor ihnen erschien, den ich auf dem Corso in Rom getragen hatte.

Die erste Frage war natürlich nach meinem Vaterlande. Ich verlegnete dasselbe und gab mich für einen Mailänder aus. Mein Gewerbe? Ich machte mich zu einem Landschafts- und Portrait-Maler. Glücklicherweise fiel es keiner von diesen Damen mit rufgeschwärmtem Teint ein, zu verlangen, daß ich ihr Bild malen sollte. Eine dritte Frage war schon bedrohlicher. Ein Mann fragte mich, wie viel es an der Zeit sey? Ich habe keine Uhr, gab ich zur Antwort; die Frage hatte keine weitere Folgen.

Wahrhaftig, unsere Versammlung hätte das Glück eines Genremalers machen können. Was mich betrifft, so hielt ich mich nur sehr kurze Zeit dort auf, und da die Sonne einige ihrer freundlichsten Strahlen auf uns herabfandte, stattete ich meinen Dank für die städtische Aufnahme ab und nahm eiligst Abschied. War es eine Räuber-Familie oder eine Tagelöhner-Truppe? Es gab ein Für und ein Wider in Bezug auf jede dieser Hypothesen. Es sind beiderlei Menschen-Arten in diesem Theile Italiens so wenig von einander unterschieden, daß es kaum der Mühe werth scheint, sich bei dieser Erörterung noch länger aufzuhalten. Zur Zeit der Französischen Herrschaft waren Landleute und Spitzbuben eine so verbrüderte Klasse, daß die Militär-Kommissionen dahin gekommen waren, jedes Individuum zum Tode zu verurtheilen, das überwiegen worden war, außerhalb der Dörfer und auf dem Felde Lebensmittel mit sich geführt zu haben. Ein Brod war oft Ursache, daß ein Mensch erschossen wurde.

Unterdessen gaben mir meine Wirthe bei meinem Ausbruche einen freundschaftlichen Rath, der mich fast mit ihrer Nebligkeit ansüßte. „Sie haben einen großen Wald zu durchwandern“, sagte der Älteste aus der Gesellschaft zu mir, „der voll von Räubern ist. Sie werden wohl thun, von dem benachbarten Posten einen Soldaten mitzunehmen, der Sie für einen Paolo bis jenseits des Gebirges geleiten wird.“ Ich befolgte diesen Rath und durchwanderte nun diesen großen Korkbaum-Wald, der in einer sehr sandigen Gegend liegt, von einem Infanteristen eskortirt. Wenn die Spitzbuben Lust gehabt hätten, mich zu beranken oder zu tödten, so würde sie die am Bandelier hängende Flinte des Päpstlichen Soldaten von ihrer Jagd wahrlich nicht abgehalten haben. Augenscheinlich schätzten sie mich zu gering, und wir trafen Niemand, außer einigen Holzhauern, welche die Rinde von den Korkbäumen abschälten, um daraus Pflöpfen für unsere Champagner-Klasken zu machen, und den Reichenamen von Räubern, die an den Wegweisern hingen, welche in den vier Ecken des durch den Wald führenden Kreuzweges aufgerichtet waren. Es waren die Körper einiger Banditen, die man vor wenigen Tagen aufgehoben hatte; sie waren in Stücke zerhackt, wie die Ochsen in den Schlächtereien, und dann aufgehängt worden, um den Raben zum Futter zu dienen, ein Spielwerk der Winde und ein Schrecken der Wanderer. Das ist Italienische Sitte; wenn man von der Toskanischen Seite nach Rom kommt, erblickt man längs der ganzen Straße die eingetrockneten Glieder von hingerichteten Missethättern, welche an langen Stangen aufgehängt sind und hin und her baumeln.

Am Ausgange des Waldes wünschte mir mein Soldat ein glückliches Ende meiner Reise, empfing den bedungenen Paolo, und trat, ein Italienisches Liedchen vor sich hin pfeifend, den Heimweg zu seiner

Garnison an. Wohl ihm, wenn er ihn findet! denn die Räuber amüßten sich oft damit, Feuer auf das Strohdach der Blockhäuser zu werfen, in denen sich die Soldaten aufhalten. Diese, durch das Feuer aus ihren Schlupfwinkeln getrieben, werden draußen mit Flintenschüssen empfangen. Das sind die Unterhaltungen, die Vergnügungen der Römischen Banditen!

Nachdem ich mir den Colle-Nosso gemerkt hatte, einen Hügel, wo, der brüchigen Ueberlieferung zufolge, die Lilien und Narzissen wild wachsen, und wo auf mehreren am Ufer sich ausbreitenden Ländereien, wirkliche, ziemlich ausgedehnte Drangenwälder sich finden, langte ich in Piverno an. Dies war einst eine königliche Stadt, Namens Driversnana, als Metabus, Vater der Camilla, hier über die Volser herrschte und dem Turnus zu Hilfe eilte, was ihr Alles wißt, wenn ihr euren Virgil nur einigermaßen im Kopfe habt. Das Päpstliche Piverno ward der Sitz eines Bischofs, bis zu dem Tage, da, wegen des dort herrschenden Elends, das Bisthum verlegt wurde — wegen unschicklicher Armut (ob indecentem paupertatem), sagt Honorius III., als ob die Armut jemals unschicklich seyn könnte.

Es blieb der armen Stadt nichts, und in Wahrheit, es konnte ihr nichts Anderes bleiben, als der alte bischöfliche Kirchenstuhl, den sie sorgfältig aufbewahrt, und ihr Wappen, welches der Zweig eines Lorbeerbaumes, oder eines Birnbaumes, und das von einem Löwen getragene Haupt der Camilla des Virgil ist; es bleiben ihr noch zahlreiche und werthvolle Alterthümer in der Umgegend, aber sie sind nicht zugänglich, denn die Banditen behaupten das Feld und bewachen sie sorgfältig. Unglückliche Alterthümer! —

Wo soll man in diesem jämmerlichen Neste einen Gasthof finden? Hier ist die Schenke des Ortes. Man muß von außen ein zwanzig Stufen hinaufsteigen, um in einen Saal zu gelangen, wo die Soldaten der beweglichen Kolonne trinken und rauchen. Zum Mittagessen gab es Oliven, eine Schüssel mit Rüben und eine umfangreiche Flasche mit weißem Wein, der einst süß gewesen war, jetzt aber säuerlich ist. Zum Nachtquartier fand sich ein Zimmer, dessen Ameublement aus einer großen Streu bestand, die ich mit den Gendarmen und Soldaten theilte. Herrliche Gasthof-Einrichtungen in diesem Lande!

Ich hatte meine gewiß frugale Mahlzeit beendet, als sich mir ein zerlumptes Kind nahte und mich, ohne weitere Einleitung, im Namen zweier Herren, welche unten warteten, fragte, welcher Nation ich angehöre? Ich glaubte, daß diese Frage von dem Polizei-Amt und dem Paß-Bureau herrührte, denn Polizei und Paße giebt es in Italien mindestens eben so viel, als in Frankreich und Deutschland. Ich ging hinunter, und gab Namen, Stand und Vaterland kund. Die Antwort war eine Einladung auf das Kaffeehaus. Durch die Fenster in der Rückwand jener Hude, die man ein Kaffeehaus nennen muß, weil sie in Piverno so heißt, bot sich die herrlichste Aussicht auf das wilde Italien dar, wie nur die Phantasie sie sich denken, ein Künstler sie malen kann. Ein stolzes Thal, mit den Ueberresten klassischer Monumente besät, — es waren die letzten Trümmer des Reiches der Volser — und rings umher schroffe sonst unzugängliche Berge, mit einer kräftigen Vegetation bedeckt, geschmückt mit Gebirgen oder Weinbergen, darüber auf drei steilen Girseln drei Dörfer wie Adirnester hängend, das war das Panorama, welches sich vor meinen Blicken ausbreitete. Es wunderte mich besser, als der Rosoglio des Kaffeehauses.

Die Bekanntschaft mit den beiden Herren, welche mich eingeladen hatten, war bald gemacht. Der Eine war ein junger und reicher Land-Eigentümer, Luigi Tacconi, der Andere ein Sohn des Herrn Zaccaloni, der zur Zeit des Kaiserreiches als Französischer Senator zu den Celebritäten Europas gehörte, die im Luxemburg versammelt waren. Der Kirchenstaat war damals ein Französisches Departement. Seit dem Rückzuge der Französischen Armee im Jahre 1814 war ich der erste Franzose, der in diesen wilden und einsamen Gegenden erschien. Herr Tacconi führte mich bei sich ein, und nachdem wir eine möglichst bunte Unterhaltung gepflogen, wozu Frankreich, Napoleon, Paris, Rom, der Papst und das Karneval den Stoff boten, war die Nacht herangebrochen. Ich wollte gehen. Ein Bedienter zündete eine von Stroh geslochtene Fackel an und führte mich bis vor die Thür der Schenke. Alles schlief schon. Ein Befehl der Päpstlichen Polizei besteht die Gastwirthe, ihre Schenken zwei Stunden nach Sonnen-Untergang zu schließen; es wurde auch, ganz diesem Befehl gemäß, nicht geöffnet. Nun war ich auf das Straßen-Pflaster angewiesen. Glücklicher Weise lag eine Galanterie des Herrn Tacconi im Hintergrunde dieser Ausquartierung; er hatte mich nicht von vorn herein gleich einladen wollen, bei ihm zu logiren, er wollte mich dazu zwingen. Der ländliche Diener machte mir diese vertrauliche Mittheilung. Wir besahen nach seinem Hause zurück, und wenige Augenblicke darauf besah ich mich in einem hübschen Zimmer. Am folgenden Tage lud man mich so dringend ein, zu bleiben und das Land zu besuchen, daß ich nicht widerstehen konnte.

Das Leben in der Behausung des Herrn Tacconi war, trotz dem Reichthum des Besitzers, völlig nach der Sitte der Bergbewohner geregelt. Die Mahlzeit bestand aus schwarzem Brod, dünnen Kuchen, geröstetem Mais, Oliven, Ragout von wildem Ziegenfleisch, wildem Schweinefleisch, geräucherter Käse, Konfekt, süßem Wein, Wildpret und zuweilen Blüffelfleisch. Von Zeit zu Zeit wird bei dem Schlächter in Piverno ein Büffel geschlachtet. Aber bevor dies geschieht, muß er für die Bewohner der Stadt der Gegenstand einer öffentlichen Belustigung (giostro) seyn. Wenn der Büffel, über den das Todesloos geworfen ist, aus den Pontinischen Sümpfen heraufgeführt werden, wird er vermittelst eines langen und starken Strickes auf dem öffentlichen Markte an einen eisernen Ring befestigt. Manchmal reißt der Strick und der Büffel rennt durch die Straßen und gegen die Felsen, Alles niederwerfend und zermalmend, was ihm in den Weg kommt, bis eine Kugel aus einem geschickt gehandhabten Karabiner ihn zu Boden streckt.

Am folgenden Sonntag gingen wir, um die große Messe zu hören, in die Kirche; mir ward, in meiner Eigenschaft als Französischer Ka-

vallier, ein Ehrenplatz auf der Bank der Kirchen-Vorsteher angewiesen. Ich erhielt meinen Theil von der feierlichen Räucherung, und in dieser ehemaligen, von ihrem Bischof verlassenen Kathedrale, wo der Klavierspieler des Senators Zaccaloni sein Talent geltend machte, hörte ich, wie die Bauern sich einander zuflüsternten: „Da ist ein Franzose!“ Man hatte mir gesagt, daß die Gegenwart eines Franzosen, und vorzugsweise in der Kirche, für sie ein Phänomen sey. Mehr als ein Räuber befand sich verstoßen unter der Menge, um die Messe zu hören. Ihre Ehrfurcht für dieselbe ist so groß und unerschütterlich, daß sie, wie Herr Tacconi sagt, sich eher den Flintenkugeln der Soldaten und der Gefahr aussetzen, von den Gendarmen gefangen zu werden, als daß sie diese religiöse Pflicht versäumen.

Ich verließ Piperno, zum großen Leidwesen meiner Wirthin, auf einem kleinen Karren, der von zwei Maulthierern gezogen wurde, und von einem Postillon gefahren, der von sechs päpstlichen Dragonern begleitet wurde, die sich zufällig nach derselben Richtung begaben.

Es war ein Weg, ganz dazu geeignet, die Räder und Achsen eines gewöhnlichen Fuhrwerks zu zerbrechen und die Knochen eines schwachen Menschen zu zerbrechen. Ich weiß noch nicht, wie meine Brust diesen fürchterlichen Stößen zu widerstehen vermochte. Zertrümmerte Felsblöcke, welche überall auf der Straße umherlagen, Fährgeleise, tief wie Gräben, und das Getöse der darüber hinstürzenden Regenbäche charakterisirten den Weg, der uns in die morastige Büffelei des Fürsten Colonna führte. Dies ist eine ausgedehnte Besingung mit unzähligen Büffeln angefüllt; sie ist mit Holzungen bedeckt und wird nach der Landstraße zu von einer mannhohen Mauer begrenzt. Den Reisenden ist sie wohl bekannt. Mehr als eine Banditen-Flinte hat hier längs dem fürchterlichen Gemäuer die Equipagen der Reisenden zum Sieben gebracht. Wir übernachteten in der Cisterna, einem mitten in der Ebene der Pontinischen Ebene liegenden Gasthof. Am folgenden Tage langte ich in Rom an und gelobte mir im Kerger über das theilweise Mißlingen meines Planes, bald wieder nach jenen Bergen zurückzufahren, dort aber in einem Kostüme zu erscheinen, das mich nicht der Jagd der Banditen aussetzte.

Acht Tage später erhielt ich folgenden Brief von meinem Wirth in Piperno, Herrn Tacconi.

„Piperno, den 27. Februar.

Mit Betrübniß habe ich vernommen, daß Sie eine so außerordentlich mühselige Reise hatten, aber ich bin sehr erfreut, zu erfahren, daß Sie sich von Ihren Mühseligkeiten wieder erholt haben, und sich während des Carnevals in unserer heiligen Stadt amüsiren werden. Ich bin Ihnen für die Neuigkeiten, welche Sie mir über die Römischen Theater mittheilten, sehr verbunden, und kann Ihnen versichern, daß es für mich das unangenehmste Hinderniß war, das mich bestimmte, Sie nicht zu begleiten und Ihre Vergnügungen zu theilen. Aber ein Geschäft von der äußersten Wichtigkeit zwang mich, nach Frosino zu eilen. Sie wissen, daß die Militär-Commission, welche damit beauftragt ist, die eingefangenen Räuber zu richten und zu verurtheilen, ihren Sitz in dieser Stadt hat, und daß sie, Dank sey es dem Geschwack unserer Bergbewohner, nicht müßig zu geben braucht.

Züngst brachte man hier drei Kerle ein, von denen der eine früher zu meinen Bauern gehört hatte. Sie hatten einen Engländer geplündert und ermordet, der sich, wie Sie, auf Abenteuer in unsere Gebirge begeben hatte, um die schönen Aussichten und die Alterthümer in Augenschein zu nehmen. Er durchreiste zu Pferde die Ebene, welche sich oberhalb unserer Stadt ausbreitet, um dort die Ueberreste eines Tempels zu besuchen, den wir, ohne eigentlich zu wissen, weshalb: „Tempio della Regina“ nennen, als plötzlich ein Flintenschuß seinen archaischen Untersuchungen für immer ein Ende machte. Landleute brachten seinen nackten und ganz verstimmelten Leichnam nach Piperno, und wir hoben, indem wir ihm ein anständiges Begräbniß besorgten, an Sie und Ihre Reise gedacht. Danken Sie Gott, daß Sie, während Ihres abenteuerlichen Ausfluges, einem ähnlichen Schicksal entronnen sind. Die drei Mörder wurden zum Tode verurtheilt und sollen nach diesem Gebrauch an dem Orte, wo sie das Verbrechen begangen, gehängt werden. Angeachtet dieses traurigen Geschäftes, worin ich als Zeuge verwickelt war, habe ich doch Mittel und Wege gefunden, mich in Frosino zu amüsiren. Man gab dort mehrere der schönsten ländlichen Bälle, und ich darf Ihnen versichern, daß ich daselbst den feinen Ton der Hauptstadt, verbunden mit dem Reichthum und dem pittoresken Kostüm des Landes, vorgefunden habe. Dem Carneval von Frosino und diesen Bällen verdanke ich zugleich die Bekanntschaft mehrerer schönen Frauen. — Leben Sie wohl, werther Herr. Erzählen Sie mir bald Neues von Rom, von den Theatern, der Unterhaltung des Tages, von den Römischen Damen und von den Spaziergängen auf dem Corso. Der Senator Zaccaloni beauftragt mich, ihn bestens zu empfehlen, und der Kanonikus flucht wie ein französischer Dragoner, daß es ihn freute, Sie vor jedem Unfall nur durch seine Gebete bewahrt zu wissen. So lebhaft unser Aller Wunsch ist, Sie wieder hier zu sehen, so möchten wir Sie doch nicht veranlassen, Ihre gefahrvolle Wanderung durch unser Gebirge auf eine so leichtsinnige Weise zu wiederholen. Lassen Sie sich das traurige Loos jenes Englischen Alterthümlers zur Warnung dienen. Für immer Ihr Freund Luigi Tacconi.“

Dieser Brief und das darin erzählte Abenteuer haben meine Leidenschaft für die Römischen Gebirge und ihre Antiquitäten auf eine wunderbare Weise abgekühlt. Ich war einer von denen, die die Größe der Gefahr immer erst ermessen, wenn sie bereits vorüber ist, und die der Fieberfrost der Furcht dann erst schüttelt, wenn sie sich an einem sicheren Orte wissen. Ich entsagte dem Vergnügen, die Monumente und Ruinen des alten Latiums und des Königreichs der Volser zu entziffern.

Ich fürchte, daß mein Unternehmen, so dürftig wie es aussah, wenig Nachahmer finden wird. Der gewöhnliche Haufen der Reisenden zieht es vor, auf den großen Straßen zwischen Paris und Mailand, und zwischen Venedig und Neapel dahinzufliegen, um bei der Rückkehr im bombastischen Tone die Städte, so wie deren Kirchen und Alterthümer zu beschreiben, Alles Dinge, die wir bereits seit drei Jahrhunderten kennen. Dazu braucht man nun freilich weiter nichts, als sich einen Monat lang in einen Wagen zu packen, oder acht Tage hindurch auf einem Dampfboot zu schlafen. Aber es bleiben noch große Entdeckungen in diesem vergessenen und sich überlebt habenden Italien zu machen. Muth und Glück sey mit den kühnen Reisenden, die diese der Wissenschaft nützliche Arbeit unternehmen und keine Eskadron brauchen, die ihren Marsch sichern, oder kein Bataillon nöthig haben, das sie bei ihren wissenschaftlichen Forschungen unterstützt. Leon Vidal.

Ostindien.

Die Königin Begum Somru und ihre Residenz.

(Nach den neuesten Berichten.)

Begum Somru (Sombre), die nun schon fast 84-jährige Indische Amazone, von der in diesen Blättern bereits mehrfach die Rede war,*) hat von ihrer geistigen Schärfe und Lebendigkeit noch wenig verloren. Sie ist im Besitze einer vortrefflichen Gesundheit, und belebt oft ganze Gesellschaften mit ihrem Frohsinn und ihren launigen Anekdoten. Unumschränkte Selbstregentin ihrer kleinen Monarchie, besorgt sie Tag für Tag (in der Mittagsstunde) die Regierungs-Geschäfte mit großer Pünktlichkeit. Sie mißbraucht ihre Autorität niemals zu despotischen Handlungen, und verwandelt die Todesstrafe gewöhnlich in lebenslängliche Einferkerung.

Vor einigen Monaten hat diese merkwürdige Frau Herrn David Dyer Sombre öffentlich als ihren adoptirten Sohn und Erben proklamiert. Seitdem ist er auch ihr Mit-Regent, d. h. er muß ihr die wichtigsten Papiere täglich vorlesen und ist für die Ausübung der Gesetze verantwortlich.

Die Stadt Serdhana — bekanntlich Begum's Residenz — enthält eine Bevölkerung von 40,000 Seelen, etwa 600 eingeborene Christen mit gerechnet, die größtentheils von Europäern abstammen und denen man, so lange sie sich gut aufführen, nichts in den Weg legt. Die Königin selbst ist katholischen Glaubens; sie hat in Serdhana eine sehr schöne Kirche bauen lassen, worin ein prächtiges Altarstück, das mit Edelsteinen musivisch verziert ist, und eine stattliche Orgel für die Kirchenmusik. Der Fond der Kirche beträgt ein Lak Rupien.

Der katholische Priester an dieser Kirche, Herr Julius Casar, ist neulich, auf Ansuchen seiner Königin, von dem Papste als Bischof investirt worden. Man hätte schwerlich eine bessere Wahl treffen können. Dieser Geistliche besitzt treffliche Kenntnisse, große Talente und ein mildes einnehmendes Wesen, das ihn sehr beliebt macht. Eine sehr hübsche Kapelle hat die Begum auf ihre Kosten in Direct bauen lassen, wo ein Priester aus Serdhana den Katholiken in der Britischen Armee als Seelsorger dient.

Auch eine Schule ist in Serdhana errichtet und mit einem Fond ausgestattet worden. Ihre Direction hat der Bischof. Zu Kerwah hat Begum einen neuen Palast in großartigem Stile gebaut. Die Königin ist sehr gaffrei, und in einem barmherzigen Stifte wird alle Tage Speise und Kleidung unter die Armen vertheilt.

In der Umgebung von Serdhana erheben sich mehrere Festungswerke. Zu den bedeutendsten derselben hat ein ausgezeichnete Französischer Ingenieur den Plan entworfen. Die regulären Truppen der Begum bestehen jetzt aus einem Regiment Artillerie (acht Compagnien), sechs Regimentern Infanterie (jedes in acht Compagnien eingetheilt), einem Regiment berittener Leibgarde (vier Trupps) und einem Regiment Garde zu Fuß (vier Compagnien). (Delhi Gazette.)

Mannigfaltiges.

— Eis und Feuer. Ein mit Eis aus dem Himalaya befrachtetes Schiff, welches im diesjährigen Juni nach Kalkutta kam, wäre fast in Klammern aufgegangen. Als man sich anschickte, die Ladung auszuschießen, fand man die Balken des Verdecks beinahe glühend. Der Grund davon lag in der großen Menge Stroh, welche dem Eis als Emballage diente. Beiläufig bemerkt, auch das Eis war flüssig geworden. (Calcutta Courier.)

— Gegenseitige Begrüßungen der Beduinen. Die Beduinen begrüßen einander auf sehr verschiedene Weise: wenn zwei Freunde zusammentreffen, so küssen sie sich sechs oder acht Mal auf Wange oder Schulter; dann schüttelt und küßt Jeder die Hand des Anderen und sagt ihm wohl ein Duzend Höflichkeits-Phrasen. Blutsverwandte grüßen einander so, daß sie Nase an Nase stoßen und ihren gegenseitigen Athem mit einem schnarrenden Laute einziehen. Zwei Individuen von verschiedenen Geschlechtern, die eben nur Bekannte sind, küssen einander die Hand oder die Schulter. Wenn ein Weib dem Häuptling des Stammes begegnet, so küßt sie seine Knie, und er giebt ihr den Gruß auf die Stirn zurück. Eben so grüßen alte Männer die Kinder. (A. J.)

*) Vgl. unter Anderem Nr. 114 des Magazins v. J. 1833.

Bestellungen auf den neuen Jahrgang dieses Blattes werden zeitig erbeten, damit die Auflage danach eingerichtet werden kann.